

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 78 (1958)

Artikel: Impressionen vom Kaiserbesuch Wilhelms II. in der Schweiz : 3.-6. September 1912
Autor: Rahn, Bernhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-985444>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Impressionen vom Kaiserbesuch Wilhelms II. in der Schweiz

3.—6. September 1912

Vorbemerkung der Redaktion: Diese aus einem Vortrag hervorgegangenen Seiten wollen vor allem die Zeitstimmung jener erst 45 Jahre und dennoch schon so weit zurückliegenden Festtage Zürichs einfangen, und zwar auf Grund eines sorgfältigen Quellenstudiums. Die grosse militärische Bedeutung des Besuches steht auf einem andern Blatte und harrt noch ihrer Würdigung.

1. Der Kaiserbesuch

Wenn ich mit älteren Leuten spreche und die Unterhaltung stillzustehen droht, dann brauche ich nur das Gespräch ganz merklich oder unmerklich auf den Kaiserbesuch von 1912 zu lenken. Ich erlebe jedesmal meine Wunder und komme so bald nicht wieder zum Wort. So weiss etwa mein Vater noch genau, bei welchem Freunde er damals den Zug des Kaisers durch die Bahnhofstrasse mitansehen durfte. Einer meiner Cousinen soll der hohe Gast sogar zugewunken haben, und einer älteren Dame drückte ein ungeschickter Bursche ihren riesigen Sommerhut, wie er damals Mode war, so unglücklich vor das Gesicht, dass sie nur noch Hurra brüllen hörte und von seiner Majestät rein gar nichts mehr sah. Das Gedränge war zu gross, als dass sie mit der Hand den Hut hätte in Ordnung bringen können. Oder soll ich erzählen, was meine Tante am Tag nach der Visite in Bern in der Schule gezeichnet hat? Es war die grosse Schweizerfahne, die man über die Bundesgasse gespannt hatte. Das sei zum Zeichnen am einfachsten gewesen.

So könnte man weiterfahren; denn das war ein wirklich phänomenales Ereignis für den damaligen Schweizer. Und falls die münd-

lichen Nachrichten noch nicht genügen, können wir ja gedruckte heranziehen, berichtet uns doch Emma Wüterich-Muralt in einem Poem, das sogar eine zweite Auflage erreicht hat „Was es Burefroueli vom Cheisertag z'ezelle weiss“, und in Zürich hat Emilie Locher-Werling in gebundener Form aufgezeichnet, „Was s'Lisi Meier vo Schöfflisdorf vom Kaiserb'suech b'brichtet.“ Ihr wollen wir doch ein wenig zuhören. Lisi überlegt sich, wie es wohl auch etwas von diesen Festlichkeiten erhaschen könnte:

So hanni-mer Gidanke g'macht,
Am Sunntig us der Chille.
Uf eimal stupft-mi öpper, nei,
Die Freud, um's Himmelswille!
De Vetter-Götti isch-es g'sy,
Er lachet nu en Scholle
Und seit, er mües mi gwüss echli
Uf Züri ufe hole.
Juhee, wie bin i glückli g'sy,
Du liebe Vetter-Götti!
Und d'Muetter lat ietz s'brummle sy,
So gern si brummlet hetti.
Dänn, was de Vetter seit, das gilt,
Da mues me si dry schicke.
Und mir gaht eister d'Sunne-n-uf,
Sobald er si lat blicke.
So chumm-i doch zum Kaiserb'suech,
I freu-mi druf wie b'sässe,
I hett, vor Freud, bimeicher schier
De Rägeschirm vergässe.
Und leider, leider, cha-me dä
Hüür gwüss kein Tag etbehre,
De Petrus findet no eister Brüeh
Zum uf-is abe leere.

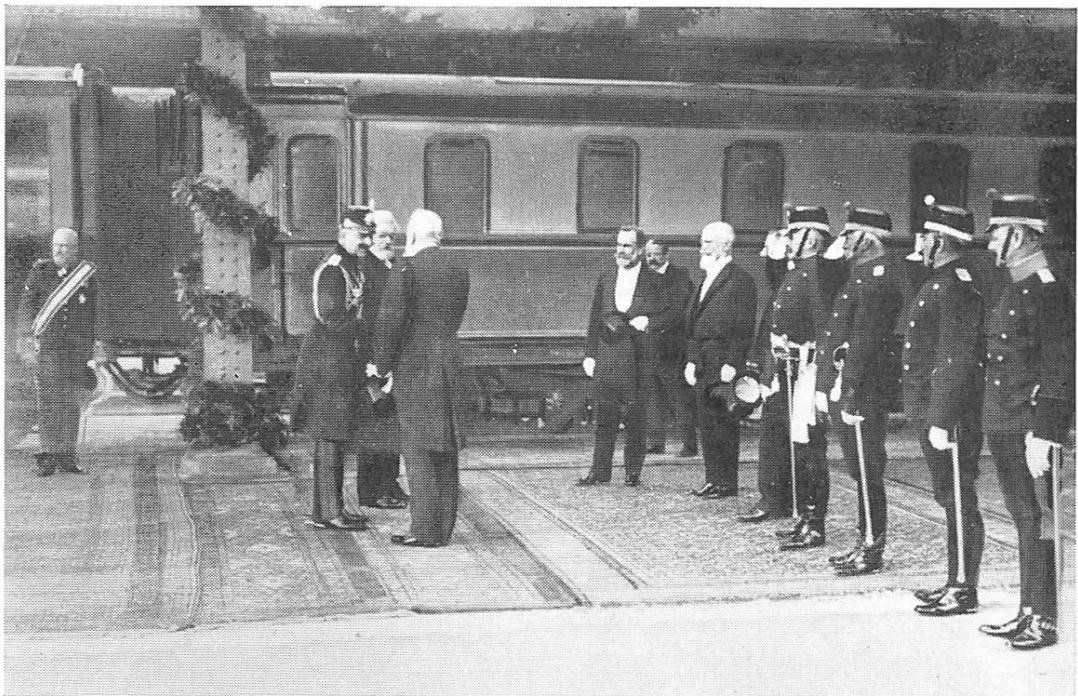
Aber nicht nur Petrus schien dem Fest einen Streich spielen zu wollen. Einige Tage vor der erwarteten Ankunft des gekrönten Haup-tes konnte man in den Blättern lesen, dass dieses sich erkältet habe und ihm darum äusserste Schonung anempfohlen worden sei, die den Besuch in der Schweiz fraglich erscheinen lasse. Wie schade wäre das gewesen für das viele Kapital, das man bereits in Dekorationen in-

vestiert hatte, suchten doch so schon Amreins Söhne in Luzern einen grösseren Posten Flaggen in deutschen, Schweizer- und Zürcherfarben billig abzustossen, weil der Kaiser auf den Besuch der Stadt Luzern infolge seiner angeschlagenen Gesundheit verzichten musste.

Zudem wurde auch der schweizerische Bundespräsident, Ludwig Forrer, gerade zu der Zeit von Gichtanfällen übel geplagt. Konnte er wohl den hohen Guest empfangen?

Aber es kam doch noch gut, und nach einer Mitteilung über die sich bessernde Gesundheit Wilhelms meldet das „Volksrecht“ am 29. August 1912: „Im Befinden des Schweizervolkes ist leider noch keine Besserung eingetreten. Das Fieber hat zugenommen. Gegen Abend zeigte sich leichter Brechreiz...“, womit der zuständige Redakteur wohl zur Autobiographie übergegangen war.

Am Dienstag, den 3. September 1912punkt 17.30 Uhr fuhr der kaiserliche Sonderzug in den Hauptbahnhof Zürich ein, und der Wiedergenesene wurde von dem ebenfalls wieder gesunden Bundespräsidenten Forrer und seinem Gefolge gebührend begrüßt. Auf dem Bahnhofplatz stand eine Ehrenkompanie, im Hintergrund besorgten die mit Gewehr oder Stutzer ausgerüsteten Schützenvereine sowie die Turner den Ordnungsdienst, und die Massen riefen aus allen Kehlen Hurra. Der Kaiser trug am ersten Tag die Uniform des preussischen Gardeschützenbataillons, das sich vor 1857 ausschliesslich aus Neuenburgern zusammengesetzt hatte. Alfred Schaer nennt das „eine liebenswürdige Aufmerksamkeit, die der Kaiser dem den Ehrendienst bei ihm haltenden Schützenbataillon damit erweisen wollte.“ Auch die NZZ freut sich über diese Uniform und empfindet sie als eine Angleichung an die Schweiz. Nach Pariser Berichten soll der Kaiser ausgesehen haben wie ein schweizerischer Oberst. Sollte man sich da nicht freuen, mit einem so hohen Herrn Gemeinsames zu haben, zumal eine andere Verbindung nach der NZZ ja ausgeschlossen war? Mir scheint aber, dass die „Basler Nachrichten“ wohl eher das Richtige treffen, wenn sie bemerken, es sei geschehen, „wie man hört in Erinnerung an Neuenburg und mit Rücksicht darauf, dass die Schweizer ein Schützenvolk seien.“ Gewiss wollte Wilhelm, der uns immer wieder als ein trefflicher Charmeur geschildert wird, mit dieser Geste den Schweizern eine Freundlichkeit erweisen. Das tat er ja gerne. Denken wir nur z. B. daran, dass er Bundesrat Motta auf dem Bahnhof folgendermassen begrüsste: „Guten Tag, Herr Bundesrat! Nichtwahr, Sie haben in Heidelberg summa cum laude dok-



Begrüssung Kaiser Wilhelms II. auf dem Perron des Hauptbahnhofes Zürich



Kaiser Wilhelm II. schreitet die Front der Ehrenkompanie auf dem Bahnhofplatz Zürich ab

toriert? Ich gratuliere Ihnen noch nachträglich.“ Aber hinter der freundlichen Geste mit der Uniform steht nun eben noch die Erinnerung an Neuenburg. Der Kaiser gibt doch zu verstehen: „In gewissem Sinne habe ich bei Euch auch noch etwas zu sagen. Es sind ja erst 65 Jahre her seit dem Neuenburgerhandel.“

Bei der Fahrt durch die auf Bitten der offiziellen Verkehrskommision in schweizerischen, deutschen und zürcherischen Farben beflaggte Bahnhofstrasse durfte dann das Zürchervolk dem Kaiser seine Ovationen darbringen. Das muss ein enormes Vergnügen gewesen sein. Bedenken wir nur, dass man für einen Tribünenplatz im Hotel „Habis Royal“ 20 Franken zahlte und das zu einer Zeit, da J. Naphtaly in seinem prächtigen Huldigungsinserrat für 35 Franken den besten Herrenanzug anpries.

Naphtalys Inserat, das Produkt eines geschäftstüchtigen Kaufmanns, der weiss, womit er seine Kunden im jetzigen Moment anlocken kann, verdiente eigentlich eine Sonderbeschreibung. Das Auge des Lesers fällt zuerst auf die fettgedruckten Worte: „Willkommen der Kaiser von Deutschland! Möge die Schönheit der Natur, die ruhmvolle Überlieferung und die Freiheit des Schweizerlandes in ihm als teuerste Erinnerung zurück bleiben.“ Einen solchen Text muss man in jenen Tagen gelesen haben. Nahm man dann den gesamten Wortlaut zur Kenntnis, so merkte man, dass nicht nur der Kaiser, sondern vor allem der Käufer von Naphtalys Hosen willkommen geheissen wurde und dass es nicht nur um die Schönheit des Schweizerlandes, sondern ebenso sehr um diejenige der angepriesenen Anzüge ging.

Naphtaly war aber nicht der einzige, der mit dem hohen Besuch Reklame machte. Auch die Französische Warenhalle meldet in riesigen Lettern: „Der deutsche Kaiser kommt! Anlässlich dieses grossen Ereignisses eröffnen wir Dienstag, den 3. September 1912, unsere Herbst- und Wintersaison.“ Und den Vogel schoss wohl jenes Geschäft ab, das „Zum Deutschen Kaiser-Besuch“ Bartosch's Brenneseel-Shampoo mit Ei anpreist.

Wenden wir uns nun dem hohen Gast selbst zu. Wie allgemein bekannt ist, bezog der Kaiser Quartier bei Frau Rieter-Bodmer in der Villa Wesendonck. Anfänglich war auch die Villa Boveri in Baden in Betracht gezogen worden, da man die Manöver zuerst in der Gegend von Brugg durchzuführen plante. Ein Privathaus musste es in jedem Fall sein, wie die deutschen Diplomaten beizeiten kund getan

hatten. Im grün bespannten Zimmer des Kaisers in der Villa Rieter lag ein in Rot und Gold gebundener schweizerischer Offiziersetat als Präsent des Bundesrates bereit, und aus der Zimmerecke blickte ein Jugendbildnis Friedrichs des Grossen aus Schwyzer Familienbesitz auf den Nachfahren. Das offizielle Diner fand im Hotel „Baur au Lac“ statt. Eine Zeitlang hatte man auf Vorschlag von Ständerat Paul Usteri an ein Essen auf dem Gesellschaftshaus der Schildner zum „Schneggen“ gedacht. Später wurde das aber fallen gelassen, nicht zuletzt auf eine briefliche Äusserung Oberst Ulrich Willes hin, des späteren Ehrengastes des „Schneggen“, der das „einfache kleine Gesellschaftshaus“ ganz entschieden als ungeeignet beurteilte. Im „Baur au Lac“ speiste man dann an einer runden Tafel von acht Meter Durchmesser, die eigens für diesen Anlass hergestellt worden war. Der Korrespondent der „Basler Nachrichten“ zögerte nicht, die Tafel des König Artus als Vergleichsobjekt heranzuziehen, so prächtig dünkte ihn allein schon der Anblick. Wenigstens hat sich der Kaiser dieses Vergleiches würdig gezeigt und in echt mittelalterlicher „milde“ bei seinem Abschied für die Armen in Bern und Zürich je 5000 Franken gestiftet.

Während der Kaiser nun tafelte, brachten ihm die beiden grossen zürcherischen Männerchöre ein Ständchen. Um 20 Uhr gab die Stadtmusik im Tonhalle-Garten ein Konzert. Das Programm war völlig auf den Monarchen zugeschnitten, begann es doch mit „Hohenzollernruhm“ von Unrat, setzte sich fort mit einer „Jubelouverture“, „Parade der Zinnsoldaten“, Wagners „Kaisermarsch“, „Waffenruf des Kaisers“, um schliesslich bei einem Stück zu enden das den Titel „Der Schweizersoldat“ trug.

Am 4. und 5. September besuchte der Kaiser die Manöver des damaligen dritten Armeekorps, das unter dem Befehl von Armeekorpskommandant Oberst Ulrich Wille stand, dem späteren General, den eine besondere Freundschaft mit dem Kaiser verband. Die Manöver fanden statt im Raume Unterer Toggenburg-Wil-Tösstal, einer noch heute beliebten Manövergegend. Am Freitag schloss sich ein offizieller Besuch in Bern an, worauf der hohe Guest noch am selben Abend via Schaffhausen wieder abreiste.

Sehen wir uns nun das ganze Gehaben des Kaisers ein wenig an. Immer wieder zeigt er sich als der grosse Charmeur. Mit jedem, der ihm vorgestellt wurde, sprach er über ein passendes Thema. Wahrscheinlich liess er sich vorher jeweils kurz über das betreffende Gebiet orientieren. Wie hätte er sich sonst beim Seenachtsfest hinterein-

ander zuerst mit Direktor Lehmann vom Landesmuseum über Waffen, dann mit einem Direktor von Escher-Wyss über Maschinenfragen und zuletzt mit einem Dozenten der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät über Vogelschutz unterhalten können?

Im weiteren erwies er auch den einfachen Soldaten seine Reverenz, stieg in den Schützengraben, wo er prompt mit „Herr Hauptmann“ angeredet wurde, nahm die Gewehre der Soldaten in die Hand und unterhielt sich freundschaftlich mit ihnen. Das hat dem Kaiser denn auch das Lob des gemeinen Mannes eingetragen. Ein Soldat erklärte, der sei ja viel weniger stolz als sein eigener Zugführer, und ein Bäuerlein in Wil sagte: „Do seit men immer, der dütsch Cheiser sei so en hochmüetige Choge; es isch jo gar nid wahr.“

Ebenso wurden die regierenden Häupter der Schweiz durch die Höflichkeit ihres Gastes verwöhnt. Als der Wind sich einmal hinter den bereits legendär gewordenen Schlapphut des Bundespräsidenten Forrer machte, bückte sich Wilhelm und gab den Hut eigenhändig seinem Besitzer wieder zurück, worauf Forrer bemerkte: „Einen so vornehmen Adjutanten habe ich noch nie gehabt.“

Auch die Anekdote mit dem Feldprediger gehört hieher. Da stieg also der Kaiser wieder einmal in einen Schützengraben. Zufälligerweise befand sich in diesem Graben auch ein Feldprediger, und hinter diesem konnte man eine Flasche sehen. Der Kaiser soll, als er das bemerkte, eine Anspielung auf die Bibel gemacht haben, und zwar nach der einen Version: „Aha, Ihr seid auch einer von denen, die Wasser predigen und Wein trinken“ und nach der anderen: „Ja, ja, der Mensch lebt nicht vom Brot allein.“ Als nun diese Meldung im ganzen schweizerischen Blätterwald kursierte, wurmte das natürlich den Feldprediger, zumal man auch wusste, wer es war, nämlich ein angesehener Pfarrer aus dem Kanton Zürich. Er stellte darum der Presse eine Erklärung zu, in der er sie beschwore, jene Flasche gehöre nicht ihm, sondern dem Bauern, der das Land besitze. Zudem sei sie leer gewesen, ansonsten sie die Soldaten längst vor dem Eintreffen des Kaisers geleert hätten. Drittens habe er völlig gefechtmässig im Graben gelegen, und viertens habe sich der Kaiser nicht mit ihm, sondern mit Lt. Wyss und einem Füsiliere unterhalten; er wisse also gar nicht, was der hohe Guest überhaupt gesagt habe.

Den Höhepunkt der kaiserlichen Komplimente bildete aber die Rede, welche der Monarch beim offiziellen Bankett in Bern hielt. Eine wichtige Stelle lautete:

„Nach dem Willen der Vorsehung hat sich inmitten der vier benachbarten Grossmächte die schweizerische Eidgenossenschaft als wohlgeordneter, allen friedlichen Bestrebungen zugewandter, auf seine Unabhängigkeit stolzer neutraler Bundesstaat entwickelt. Mit einzigartiger Naturschönheit ausgestattet, auf militärischen, wissenschaftlichen, künstlerischen, industriellen, technischen und wirtschaftlichen Gebieten fleissig vorwärtsstrebend, hat sich der inmitten Europas gelegene schweizerische Staat allgemeine Achtung und Anerkennung erworben. Ein grosser Teil der Schweiz hält an deutschem Geistes- und Gemütsleben fest, und der Austausch ideeller wie materieller Güter zwischen der Schweiz und Deutschland ist in der Tat ebenso umfangreich wie natürlich. Sie verehren wie wir — um nur eines zu erinnern — in Schiller einen Ihrer Nationaldichter, der Ihrem Volke wie kaum ein anderer aus der Seele gesprochen hat. Anderseits sind die Werke Ihrer Geistesheroen, wie Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, Gemeingut auch unseres Volkes geworden. Es ist daher begreiflich, dass die Schweiz und das deutsche Reich bei aller Eigenart ihrer staatlichen Einrichtungen und ungeachtet der Verschiedenheit ihrer geschichtlichen Entwicklung nicht nur durch den Austausch ihrer Produkte, sondern auch durch ihr geistiges Leben und Schaffen miteinander eng verknüpft, in herzlicher, vertrauensvoller Freundschaft nebeneinander stehen wollen.“

Es ist bedeutsam, dass Kaiser Wilhelm hier ausdrücklich die Unabhängigkeit der Schweiz als ein Werk der Vorsehung anerkennt. Ja, man kann wahrscheinlich sogar sagen, er wolle hier in aller Öffentlichkeit die Bedenken gewisser Kreise verscheuchen. Wie wir später noch sehen werden, muss eine solche Rede mindestens so sehr wie an die Schweiz auch an Frankreich und Grossbritannien gerichtet gewesen sein. Er hat seinen Zweck denn auch erreicht, indem gerade die französischen Zeitungen seine Schweizerreise sehr gnädig und freundlich beurteilten. Der Kaiser betonte aber stark die geistige und nationale Verwandtschaft zwischen der Schweiz und dem deutschen Reich. Das soll doch wohl heißen, dass wir im Grunde dem Reich eben doch näher stünden als etwa Frankreich oder Italien. Bedeutsamerweise hat er die wirtschaftlichen Belange nur zweier Nebensätze gewürdigt, weil dies das heisseste Eisen jener Zeit war. Es schien ihm offensichtlich zu heiss für ein Festbankett.

Dem gegenüber erwähnte Bundespräsident Forrer in seiner Ansprache zu Beginn die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern und fuhr dann fort: „Wir besitzen den bestimmten Vorsatz, unsere Unabhängigkeit gegenüber jedem Angriffe auf dieses unser höchstes Gut zu schützen und unsere Neutralität gegenüber jedem, der sie nicht respektiert, zu wahren.“

Auch das ist natürlich zum Fenster hinaus gesprochen, zur Beruhigung für Frankreich und Grossbritannien. Diese Worte sind aber auch an den eigentlichen Adressaten, nämlich an den deutschen Kaiser gerichtet. Wenn Forrer so sehr unsere Bereitschaft zur Verteidigung der Neutralität betonen musste, so schienen ihm offenbar die friedlichen Absichten des Kaisers doch nicht so ganz über alle Zweifel erhaben. An dieser Interpretation von Forrers Worten darf man wohl festhalten, obwohl sich die Schweiz im ganzen nicht über Wilhelm II. zu beklagen hat. Im Gegenteil hat er 1889 den Wohlgemuthshandel, bei dem Bismarck mit der Besetzung von Basel-Land und Aargau gedroht hatte, still beigelegt. Seither hatte sich das Verhältnis zwischen Deutschland und der Schweiz ständig gebessert, und gerade in Bern betonte der Kaiser, wie er seit bald 25 Jahren immer ein guter Freund der Schweiz gewesen sei und es bleiben wolle. Aber vor seinen berühmten Rösselsprüngen war man doch nie sicher, selbst wenn die NZZ erklärte, an einem Kaiserwort gebe es nichts zu deuteln.

2. Reflexe in der Schweizer Presse

Höchst aufschlussreich für unsere Fragestellung ist die Reaktion der schweizerischen Presse auf diesen Kaiserbesuch. Im allgemeinen schliessen sich die bürgerlichen Blätter der NZZ an, die in ihrem Begrüssungsartikel vom 3. September schreibt:

„Heute betritt Kaiser Wilhelm II. den Schweizerboden. Mit Ehrfurcht und warmer Sympathie begrüsst unser Volk den grossen Herrscher des mächtigen deutschen Reiches, mit dem uns alte geschichtliche Bande und in neuer Zeit eine durch Jahrzehnte hindurch bewährte freundnachbarliche Gesinnung und vielfältige gemeinsame Interessen verknüpfen.“

Hier wird also auf die alte Bindung an das Reich Bezug genommen. Wie der Text zeigt, sind diese Bande aber 1912 nicht mehr wesentlich, sondern sie sind durch die erwähnte freundnachbarliche Gesinnung

abgelöst worden. Wie mir scheint, darf man den Begriff „geschichtliche Bande“ dann auch nicht zu sehr strapazieren. Der gleiche Satz könnte doch ebenso gut schon in einem Begrüssungsartikel für den französischen Präsidenten Fallières gestanden haben und sich dann auf die Soldbündnisse mit dem König von Frankreich beziehen.

Im weiteren entschuldigt sich das Blatt echt schweizerisch für die Einfachheit, mit der die republikanischen und ungeschliffenen Schweizer den hohen Gast empfangen müssten. Wenn man dann hört, dass allein die Bundeskasse Auslagen von Fr. 110 000.— hatte für diesen Besuch zu einer Zeit, da eine Rot-Kreuz-Sammlung für die Opfer des Balkankrieges Fr. 62 696.— ergab, so staunt man doch über so viel Bescheidenheit. Sie passt auch nicht ganz zu einer Bemerkung der „Frankfurter Zeitung“, die erwähnt, einige Schweizer hätten Angst vor zu grossem Gepränge. Bei der menschlichen Schwäche seien ja byzantinische Auswüchse möglich, und ein bukolisches Mahl könne man einem Kaiser auch in den Bergen nicht offerieren. (Es gab dann u. a. Kanzler-Kraftbrühe, Kaiser-Rindfleisch und Selleriekerne nach Zürcher Art). Aber, fährt die „Frankfurter Zeitung“ weiter, es sei die schweizerische Einfachheit doch noch immer wieder zu sich selbst zurückgekehrt.

Auch die NZZ weist nach ihren warmen Begrüssungsworten hin auf die Unterschiede in den staatsrechtlichen Auffassungen. Auf diesen wichtigen Punkt kommt ferner der damalige Berner Staatsrechtler Prof. Walther Burckhardt, in seinem Artikel in der „Leipziger Illustrirten“ zu sprechen. Er sagt hier u. a.:

„Der politische Gegensatz der beiden Länder war wohl der tiefere Grund, weshalb sich die Eidgenossen, die früheren Freunde und Glieder des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, im Schwabenkriege von ihm trennten, und er trat zu jener Zeit auch am stärksten hervor.“ Später, zur Zeit des Absolutismus bis zum 19. Jahrhundert sei dieser Gegensatz weniger gross gewesen, und „heute sind diese Probleme zurückgetreten vor den sozialen.“

Für das Gebiet der sozialen Probleme stellt Burckhardt dann eine weitgehende Ähnlichkeit fest. Anschliessend bespricht er die wirtschaftliche und kulturelle Durchdringung der beiden Länder. Die schweizerische Unabhängigkeit steht aber auch bei ihm ausserhalb jeder Diskussion. Sie ist ein selbstverständliches Faktum, an dem nirgends gerüttelt wird.

Auf dem Gebiet der Zollpolitik wagt die NZZ sogar eine Kritik und wünscht eine Liberalisierung auf deutscher Seite.

In gewissem Sinne zeichnen sich vor allem die Berichte der „Basler Nachrichten“ durch eine weise, wenn auch durchaus kaiserfreundliche Mässigung aus, arbeiteten auf der Redaktion dieser Zeitung doch so wahrhaft unabhängige Männer wie der spätere Nationalrat Albert Oeri. So versuchen die „Basler-Nachrichten“ sich sowohl von den Hurra-Preussen wie von den Hurra-Republikanern abzusetzen. Dabei übersehen sie auch die Beunruhigung nicht, die der Kaiserbesuch in der Westschweiz hervorgerufen hat, wo man den Pangermanismus fürchtete. Es heisst hier:

„Unsere welschen Mitbürger mögen sich beruhigen. Trotz Kaiserbesuch und Ausländerfrage werden wir keine deutsche Provinz werden, wie es fatale Propheten mitunter hinstellen wollen. Deutschland und Frankreich sind uns beide lieb. Aber wir wollen weder Deutsche noch Franzosen werden, sondern wollen Schweizer bleiben, treu und fest und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.“

Das muss doch die Haltung der meisten bürgerlichen Schweizer gewesen sein. Dies wird auch etwa durch die ausdrückliche Missbilligung des Bundesrates bezeugt, als er erfuhr, dass das in Luzern im Hotel National geplante Festmahl für den Kaiser auf Geschirr mit des Kaisers Wappen serviert werden sollte. Es gelte den schweizerischen Charakter des Empfanges zu markieren. Freilich gab es auch andere, die in ihren Sympathiekundgebungen keine Grenzen mehr kannten und dem „Volksrecht“ Anlass gaben, dem ganzen Bürgertum monatelanges Üben im Bauchrutschen nachzusagen. Positiv kommen diese Kreise zwar nur zwischen den Zeilen zum Wort, am ehesten noch in den Berichten Alfred Schaers in der „Zürcher Wochen-Chronik“, die nachher auch separat herausgegeben wurden. Die „Basler-Nachrichten“ nannten diese Artikel allerdings mit vollem Recht abgeschmackt. Aber selbst Schaer gibt den republikanischen Gedanken nicht preis, obschon er anderseits „die nach vielen Tausenden zählenden „schlachtenbummelnden“, gut kaiserlich gesinnten Beschauer“ der Manöver erwähnt und sein Grundton eine Verehrung für den fremden Monarchen und seine sog. Friedenspolitik ausspricht, die wir heute nicht mehr geniessen können.

Eine ähnliche Gesinnung spricht aus J. C. Heers Empfangsgedicht „an den deutschen Kaiser Wilhelm II.“

Wir sind kein Volk von Kunst und Dichtern,
Wir sind ein harter Arbeitsschlag,
Es spielt die Pflicht mit scharfen Lichtern
Durch unsren schweren Werkeltag.

Doch heute leuchten Blumenreiser
An jedem Berg, an jedem Strand.
Willkomm' vieledler deutscher Kaiser.
Die Freude geht durch's Schweizerland.

Wir grüssen dich mit offnen Stirnen,
Doch inniglich so Greis wie Kind,
Wir alle, die im Schein der Firnen
Des Hochlands schlichte Söhne sind.

Und blühen wird in Bergesrunde
Die Schweiz, ein Eigenspiel der Welt,
Wenn uns in gut' und böser Stunde
Der deutsche Kaiser Freundschaft hält.

Ob Heer sich wohl daran erinnert hat, dass nur gut sechzig Jahre früher der liberale Freiligrath vom Sonderbundskrieg gesungen hat „Im Hochland fiel der erste Schuss“? Besser war jenes Gedicht zwar auch nicht! Der Kaiser, der ein warmer Verehrer von Heers Romanen war, liess ihm durch den Kabinettschef vielmals für das Gedicht danken. Die Strophen hätten ihn sehr erfreut. Die „Basler-Nachrichten“ verraten allerdings einen besseren literarischen Geschmack, wenn sie bemerken, dieses Gedicht wäre besser ungedruckt geblieben.

Es gab aber noch andere Stimmen im Schweizerland. Vorerst vernehmen wir sie nur zwischen den Zeilen, so z. B. in einem NZZ-Artikel „Kaisertage im Familienschoss“, wo ein Mädchen am Mittagstisch entrüstet erzählt: „Du, die Buben in der Schule sagen, sie wollten nicht Ferien haben wegen des Kaisers. Sie seien Schweizer und wollten den Kaiser gar nicht sehen. Er habe in der Schweiz nichts zu sagen.“ Das Mädchen jedoch lässt sich vom Glanz blenden und findet den Besuch schön, wie auch die Schüler der Kantonsschule St. Gallen, die mit einem Schülerstreik drohten, wenn sie nicht schulfrei bekämen, um nach Wil zu den Manövern zu fahren. Der Pädagoge wird das allerdings nicht tragisch nehmen und hinter diesen Dingen auch eine gute Portion Schülerbequemlichkeit sehen.

Deutlicher äusserte sich die demokratische „Zürcher Post“, die in ihrem Begrüssungsartikel einleitend an Kaiser Napoleons Russlandfeldzug von 1812, an Kaiser Napoleons III. nicht eingehaltenes Versprechen „Das Kaiserreich ist der Friede“ erinnerte, um dann aber doch sehr überzeugt zu erklären, bei Kaiser Wilhelm II. sei kein Grund zu unbehaglichen Gefühlen.

Entschieden ist die Ablehnung bei den Sozialdemokraten, was aber zum Teil mit der damaligen Lage der deutschen Sozialisten zusammenhängt. In diesen Kreisen hat man Wilhelm II. für einen Wichtiger und eine nicht ernst zu nehmende Persönlichkeit gehalten, und betrachtete, wie Paul Ammann in Inglins „Schweizer Spiegel“, das Ganze als ein grosses Theater. Diese Haltung tritt uns vor allem aus dem „Volksrecht“ entgegen, das sich über alle die Feierlichkeiten nur lustig macht und das Hurraufen den Schulkindern überlässt. Diese täten es nämlich schon so, dass die bürgerlichen Journalisten zehn Zeilen zu zwanzig Rappen darüber schreiben könnten, ganz gleichgültig, ob nun der Kaiser, der Maiumzug oder die Zünfte durch die Bahnhofstrasse zögen. Maliziöserweise werden in dieser Zeitung die sich auf den Kaiser beziehenden Pronomina mit lauter grossen Buchstaben geschrieben, wie man das früher in Bibeln oder Erbauungsschriften sehen konnte, wenn es sich um Gott oder Christus handelte. Es sprach von den Schweizern im Zusammenhang mit dem Kaiserbesuch ganz allgemein als von Landeskinder des Kaisers, Landeskinder natürlich in Anführungszeichen. Auch erzählt es von einem Kinderspiel, in dem ein tiefer Sinn liegen soll. Die Kinder von Aussersihl sangen nämlich damals:

„Kaiser Karl, der grosse Held,
Zog mit tausend Kanonen ins Feld,
Kaiser Friedrich liess sich's nicht verdriessen,
Liess mit Pulver und Kanonen schiessen
Für das deutsche Reich
Für das liebe deutsche Reich.“

Das zeige doch, „dass unser nun hoffentlich in Bälde ‚angestammtes‘ Herrscherhaus bei uns (d. h. in Aussersihl) fast noch populärer ist als an der Bahnhofstrasse und in der Enge... Der Kaiser aber, ‚unser Kaiser‘, hätte sicherlich viel Freude daran. Mindestens soviel als an unseren lieben Schweizerschützen, den würdigen Söhnen Tells, die in richtiger Auffassung ihrer Zweckbestimmung IHN heu-

te beschirmen und bewachen und IHM den Beweis bringen von ihrem „Mannesstolz vor Königsthronen““. Immerhin hat sich ein thurgauischer Genosse Regierungsrat in Wil ganz anständig mit dem Kaiser über Fragen der Landwirtschaft unterhalten, während der Basler Regierungspräsident Blocher sich vom offiziellen Empfang dispensieren liess, was selbst dem „Volksrecht“ zuviel des Guten war, da Wilhelm II. neben dem „Geschäftsreisenden der deutschen Bourgeoisie doch auch der Vertreter einer der Schweizer eng befreundeten Nation“ sei. Blocher hatte sich jedenfalls nach Karl Liebknecht gerichtet, der vor Verpreussung der Schweiz warnte. Um einen Leitartikel, der sich mit der ganzen Frage des kaiserlichen Besuches ernsthaft auseinandergesetzt hätte, hat sich das „Volksrecht“, so weit ich es überblicken kann, allerdings ganz einfach gedrückt, wenn es auch den Takt und die Zurückhaltung Forrers lobte und damit seine Zustimmung zur offiziellen eidgenössischen Politik gab. Dafür ist sein Wunsch, die Uhr, welche der Kaiser dem Bundesrat geschenkt hatte, möge noch die Stunde schlagen, „da auch in Preussen-Deutschland die Macht der Könige gebrochen sei“, unerwartet rasch und in tragischer Weise in Erfüllung gegangen.

Wenn wir zusammenfassen, dürfen wir wohl sagen, dass sich in der negativen Haltung der Sozialisten noch am ehesten Erinnerungen an die alte Zugehörigkeit zum Reich finden, wenn die Abneigung, welche diese Kreise gegen den Kaiser hegten, auch mehr von sozialen als von politischen Gesichtspunkten veranlasst worden ist.

3. Beobachter aus dem Ausland

Deutschland

Die deutsche Presse reagierte durchwegs sehr freundlich auf den Kaiserbesuch und den freudigen Empfang, den die Schweiz dem Monarchen bereitet hatte. Die „Leipziger Illustrierte“ feierte das Ereignis sogar mit einer reich ausgestatteten Sondernummer. Mit all dem sollten die werbenden Gesten des Kaisers unterstrichen werden, jenes betont freundliche Haben, das den englischen Gesandten in Bern, Bax-Ironside, einmal zu der Bemerkung veranlasst hatte: „Switzerland is beeng wooed — warmly and strongly wooed by powerful and persistent wooers, but she is not yet won.“ Immerhin darf man bemerken, dass die Neutralität und Unabhängigkeit der

Schweiz durchwegs respektiert wurden. Echt Bismarckisch erklärt das „Hamburger Fremdenblatt“: „Das mächtige Deutsche Reich ist politisch gesättigt“, um dann zu den wirtschaftlichen und geistigen Banden überzugehen. Hier heisst es: „Wenn der Deutsche in der Schweiz ist, so fühlt er sich zu Hause. Er hat nicht den Eindruck, im Auslande sich zu befinden, alles heimelt ihn dort an.“ Das soll ein Kompliment sein. Es weist uns aber hin auf die unglaubliche Überfremdung der damaligen Schweiz. Waren doch Ende 1911 von 195 639 Einwohnern Zürichs 64 597 = 33% Ausländer, wovon 41 150 Deutsche. Das „Volksrecht“ meint darum, man dekoriere für den Kaiser so übermässig, weil endlich einmal ein Schwabe komme, der bald wieder gehe. In der Tat sind die wirtschaftlichen Probleme viel brennender als die politischen. Ihnen nachzugehen ist aber hier nicht unsere Aufgabe.

Frankreich

Konnten wir so aus der deutschen Presse naturgemäß nichts Neues erfahren, so dürfte uns die Stimmung der Entente-Mächte umso mehr interessieren. In Frankreich nun gab es Leute, die ziemlich scharf auf diesen Besuch reagierten und jede Kleinigkeit zu ungünsten des Kaisers auslegten. Immerhin genoss Bundespräsident Forrer auch bei unseren westlichen Nachbarn grosse Sympathie. Sein wallender weisser Bart und sein berühmter grauer Schlapphut wurden hier zu direkt legendären Attributen dieses wackeren Republikaners. Darum benützte „Le Temps“ auch die Gelegenheit und berichtete, Wilhelm II. habe sich zuviel mit Bundesrat Oberst Hoffmann unterhalten, weil er nicht mit Forrer über Politik sprechen wollte. Forrer fühle sich deshalb zurückgesetzt und verhehle das nicht. In Wirklichkeit wollte der schweizerische Bundespräsident als primus inter pares absichtlich auch seinen Kollegen Gelegenheit zum Gespräch mit dem illustren Gast geben. Die „Basler-Nachrichten“ hatten also recht, wenn sie das einen Versuch, einen Misston in die ungestörten Festtage zu bringen, nannten. Im allgemeinen schien man aber, wie René Puaux in einem hervorragenden Artikel in „Le Temps“ ausführte, auch in Frankreich von der schweizerischen Neutralität überzeugt zu sein. Zu gleicher Zeit beteuerte denn auch ein hoher französischer Offizier in einem Interview für das „St.-Galler Tagblatt“ den Schweizern, Frankreich habe keine Durchmarschabsichten.

Besonders günstig wurde es Forrer in Paris vermerkt, dass er beim Lunch auf dem Wiler Oelberg auf Wunsch Wilhelms II. in diskretester Weise den ehrlichen Makler spielte und gewissermassen als politischer Eheberater eine Unterredung zwischen General Pau und dem deutschen Kaiser herbeiführte, die sehr herzlich gewesen sein soll. Man fasste diese Unterredung in Paris auf als ein erstes sichtbares Zeichen der Entspannung seit Agadir, wobei man die aktiven Dienste der schweizerischen Neutralität bewusst anerkannte.

Grossbritannien und die diplomatische Vorgeschichte des Besuches

Am meisten Skepsis gegenüber der Schweiz hat der damalige britische Militärattaché in Bern, Colonel Delmé-Radcliffe, entwickelt. Zwar sind nur wenige Dokumente bekannt geworden, die sich unmittelbar mit den Ereignissen von 1912 befassen. Aber gerade seine gelegentlich etwas fantastischen und sicher nicht immer repräsentativen Ansichten werfen doch ein interessantes Licht auf den Kaiserbesuch. Sie sind zudem die einzigen ausländischen diplomatischen Dokumente zu diesem Ereignis, die veröffentlicht worden sind. So schreibt er am 27. November 1909 nach London, bis jetzt habe die Schweiz die Neutralität seit 1815 zwar peinlich gehalten. „But is Switzerland now disposed to defend to the very utmost and against everybody her neutrality?... I now think the real truth to be that Switzerland has so permeated with German sentiment that she is ceasing to be a separate nation, except in the political sense.“ Die letzte Bemerkung ist allerdings ein Unsinn; er will wahrscheinlich sagen in administrativer Hinsicht, im Gegensatz zu den geistig-nationalen Bindungen. Delmé erwähnt dann auch die vielen deutschen Einwanderer und Touristen, „and they all spread the German Gospel“. Er befürchtet sogar einen eventuellen Angriff der Schweiz in die Poebene, den Italien infolge längerer Mobilisierungsdauer kaum sofort aufhalten könnte. Neben den politischen Konsequenzen ist es nicht uninteressant zu sehen, welche Furcht man damals noch vor der schweizerischen Armee haben musste, da diese einer fremden Macht doch ernsthaft gefährlich werden konnte. Im übrigen werden wir aber dem zuständigen Minister in London beipflichten, der dieses Memorandum „probably rather forced“ fand. Immerhin lenkt es uns auf etliche wunde Punkte der damaligen eidgenössischen Politik hin.

Im weiteren führt Delmé-Radcliffe bewegte Klage über das Zurückgehen des Schweizerdeutschen. Unsere Schweizer-Offiziere pfle-

gen sich ja noch heute bei offiziellen Gelegenheiten der hochdeutschen Sprache zu bedienen. Ich möchte aber hier dieses Klage-lied eines Engländers doch in deutscher Übersetzung zum besten geben. Es mahnt in seiner Art zum Aufsehen und wirft trotz einigen Verzeichnungen ein bedeutsames Licht auf die damaligen Verhältnisse. Oberst Delmé-Radcliffe schreibt:

„Ein bezeichnendes Zeichen für das Erlahmen des schweizerischen Nationalgefühls ist das Verhältnis der sogenannten besseren Kreise zu ihrer Mundart — dem Schwyzertütsch. Dieses ist eine schöne, altertümliche, männliche Sprache mit viel dichterischer Ausdruckskraft. Wirklich vaterländisch gesinnten Schweizern ist sie sehr teuer. Daneben klingt das moderne Hochdeutsch entschieden affektiert und geringer. (Dazu bemerkt der Minister Eyre Crowe: Nein, nein, es ist ein Bauerndialekt und hat alle Nachteile eines solchen.) Unglücklicherweise wird das Schwyzertütsch nicht geschrieben, und so muss es notwendig vor seinem nützlicheren modernen Rivalen zurückweichen. Aber es wird noch allgemein angewandt, wenn die Schweizer miteinander sprechen, und es ist bekannt, dass die Schweizer viel von dem, was einen unabhängigen vaterländischen Geist ausmacht, verlieren, wenn dies aufhören wird. In der jetzigen Zeit beginnen einige fortschrittliche Schweizer sich des Schwyzertütsch zu schämen. Ein Beispiel dafür hat während der letztjährigen Manöver ein schweizerischer Artillerieoberst gegeben, der zugleich ein aktiver prodeutscher Politiker und Besitzer einer Zeitung ist, die sich „Toggenburger-Anzeiger“ nennt. Der Oberst entschuldigte sich bei einem anwesenden englischen Offizier, dass er während einer Besprechung mit seinen eigenen Offizieren Schwyzertütsch spreche. Als der Engländer sagte, er begreife ihre Bevorzugung der eigenen Landes-sprache sehr wohl, antwortete der Oberst: „Oh, sie dürfen nicht glauben, wir seien so ungebildete Bauern, dass wir in der Schriftsprache nicht ebenso zuhause wären.“ Ein solcher Ausspruch mit der darin eingeschlossenen Verachtung des Schwyzertütsch hätte einen Schweizer-Patrioten alter Schule vor Wut sieden lassen. Er war einzig im Mund eines prodeutschen Emporkömmlings möglich. Aber es ist bezeichnend, dass er ihn in der Gegenwart anderer Offiziere zu äussern wagte.“ (Eyre Crowe bemerkte dazu: „Ich zweifle, dass das richtig ist.“)

Am 17. September 1910 schreibt dieser Militärattaché sogar: „The general impression resulting from all the consideration is that the Swiss, in everything but name, are the allies of the Austrians and Germans.“ Der Gesandte Howard, der mehr in Zivilkreisen verkehrte, ist allerdings anderer Meinung und schreibt am 24. Februar 1912: „that there is no intention on the part of Switzerland to alter her present status, and join one or other group of great Powers.“

Diese englischen Berichte über die Vorgeschichte des Kaiserbesuches sind auch nicht frei von Irrtümern. Sie meldeten zwar richtig, dass der Kaiser schon 1909 gerne die Schweiz besucht hätte, behaupteten dann aber, der Bundesrat habe mit der bescheidenen Wendung, man beherrsche das Protokoll nicht, abgelehnt. Davon war nun in Wirklichkeit keine Rede. An den Kaisermanövern 1908 hatte der Kaiser im Gespräch mit Oberst v. Sprecher zum ersten Mal den Wunsch geäussert, an schweizerischen Manövern teilzunehmen und zwar eventuell incognito. Im Juni 1909 erfolgte eine zweite inoffizielle Anfrage. Der Bundesrat beschloss aber, von sich aus keine Initiative zu ergreifen und einen offiziellen Besuch dem Incognito vorzuziehen. Als der Kaiser im Februar 1911 am Cercle auf dem Hofball Minister Claparède ganz offen nach der Möglichkeit eines solchen Besuches fragte, musste sich der Bundesrat näher damit befassen. Vor allem die welschen Mitglieder waren dabei der Meinung, es wäre besser, wenn man das Ende der Kampagne gegen den Gotthardvertrag abwartete. Zudem sei auch das Manövergelände von 1911 am Genfersee wegen der Nähe der französischen Grenze ungeeignet. Hier kommt offensichtlich die zunehmende Abwehr der welschen Schweiz gegen den deutschen Einfluss zum Ausdruck, die ja auch der von Genf ausgehenden Aktion gegen den 1909 ratifizierten Gotthardvertrag zu Gevatter gestanden hatte. So liess man in Bern die Dinge eben an sich herankommen. Im Januar 1912 erfolgte dann endlich die offizielle Anfrage des deutschen Gesandten von Bülow. Die englischen Berichte wollen auch von einer Anfrage des Kaisers im Jahre 1910 wissen, die wiederum infolge Unkenntnis des Protokolls abgelehnt worden wäre, in Wahrheit aber weil man in diesem Jahre den französischen Präsidenten de Fallières zu einer ähnlichen Zeit zu empfangen hatte und weil die Manöver sich zu nahe bei der französischen Festung Belfort abspielen sollten, was natürlich unter diesen Umständen in Frankreich zu falschen Mutmassungen hätte führen können. Gerade nach diesem französischen Staatsbesuch, dem

1909 ein Besuch Kaiser Franz Josefs von Österreich und 1906 ein solcher des Königs von Italien vorangegangen waren, liess sich die Teilnahme des deutschen Kaisers an den Manövern nicht mehr gut verhindern. Der britische Gesandte in Bern, Mr. Howard, schrieb am 24. Februar 1912: „These visits are proofs of the high esteem in which Switzerland is held by her neighbours, and can but have the effect of maintaining a certain equilibrium in the relations of the Confederation with those neighbours. To try to interpret them otherwise would be to get on to a wrong track.“ Zum versöhnlichen Abschluss sei vermerkt, dass noch im Frühling 1914 auf dem Umweg über England dem Bundesrat die zuverlässige Kunde zukam, kein Auslandaufenthalt habe dem Kaiser je so gut gefallen wie derjenige in der Schweiz von 1912.

Literatur- und Quellenverzeichnis

- Neue Zürcher Zeitung 1. 8. 12—20. 9. 12.
Basler-Nachrichten 28. 8. 12.—20. 9. 12.
Volksrecht 1. 8. 12.—20. 9. 12.
Tagblatt der Stadt Zürich 28. 8. 12.—4. 9. 12.
Zürcherische Freitagszeitung 1. 1. 12.—31. 12. 12.
Zürcher Post 20. 8. 12.—1. 10. 12.
Die Schweiz, Schweizerische Illustrierte Zeitschrift 16/1912, S. 433 ff.
Illustrierte Zeitung, Sonderausgabe zum Besuch des Deutschen Kaisers in der Schweiz, Leipzig, Berlin, Wien, Budapest 12. 9. 12.
Die Weltwoche 25. 5./1. 6. 1956.
Alfred Schaer: Kaiser Wilhelm II. in der Schweiz, mit einem Einführungsgedicht von J. C. Heer, Zürich 1912.
Emma Wüterich-Muralt: Was es Burefroueli vom Cheisertag z'ezelle weiss, 2. Auflage, Bern 1912.
Emilie Locher-Werling: Was s'Lisi Meier vo Schöfflisdorf vom Kaiserb'suech b'brichtet, Zürich 1912.
British Documents on the Origins of the war 1898—1914, Edited by G. P. Gooch and Harold Temperley, Bd. VIII Arbitration, Neutrality and security, London 1932.

Die grossen deutschen, österreichischen und französischen Quellenpublikationen zur Vorgeschichte des 1. Weltkrieges enthalten nichts über den Kaiserbesuch.

Alfred Stern: Die Neutralität der Schweiz in englischer Beleuchtung bei Voraussicht des Weltkrieges, Neue Schweizer Rundschau NF I/1933/34 S. 434 ff.

Gottfried Guggenbühl: Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft, 2. Bd. vom Jahre 1648 bis zur Gegenwart, Erlenbach-Zürich 1948.

Ernst Gagliardi: Geschichte der Schweiz, Bd. 3, 1798—1937, umgestaltete und erweiterte Auflage, Zürich und Leipzig 1937.

Meinrad Inglin: Schweizerspiegel, Roman, Leipzig 1938.

Polit. Jahrbuch der Schweiz. Eidgenossenschaft, begründet von Dr. Carl Hilty, 26, Bern 1912.

Bundesarchiv: Polit. Departement, Fremde Staaten, Deutsches Reich, Kaiserbesuch 1912, Aktenheft 484, S. 85.